

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Band:** 39 (1935-1936)  
**Heft:** 21

**Artikel:** Ihr Held  
**Autor:** Dutli-Rutishauser, Maria  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-672273>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 19.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Abend im Tessin.

Der Garten sendet Düste aus,  
Erdbeeren glühen rot,  
die Sonne geht dem Abend zu,  
der Himmel brennt und loht.

Vom Berge her hüpfst Glockenklang  
hin über Fels und Stein,  
ein Bauer geht den Weg entlang,  
dann bin ich hier allein.

Und nur ein windverwehtes Lied  
naht schüchtern wie ein Kind;  
nach träum ich der vergangnen Zeit,  
bis Dunkel mich umspinnt. Heinrich Lämmlein.

## Ihr Held.

Von Maria Dutli-Rutishauser.

Ein kleines, armseliges Nest liegt weit hinten im dunkelsten Tessinertale — im Val Onsernone. Ein wenig Sonne kommt hin, ein wenig Regen und selten ein Mensch, der nicht in eine Hütte des Dörfchens gehört. Die Leute sind nicht arm, denn sie haben alles, was sie brauchen, — sie sind nicht reich, denn ihr Besitz in dem unwegsamem Tale ist nicht viel wert. — So haben sie im dunklen Tale nur alle Tage das ruhige Gleichmaß, die Genügsamkeit und meistens den Frieden. So lange die Menschen alle gleich mühsam ihr Brot erwerben, sind sie einig, — der Unfriede kommt erst, wenn der Neid Platz hat.

Im kleinen Onsernonenest ist nicht Raum für alle, die ins Leben kommen. Wohl, so lange sie klein sind und keine Arbeit brauchen, da wachsen sie frei und wild auf wie die Blumen des Feldes. Doch wenn dann eines Tages der Bub so stark ist wie sein Vater und Miene macht, mitzuhelfen am schweren Tagwerk, dann gibt der Vater der Mutter einen Blick, und am nächsten Abend sitzt sie mit ihm unter dem Kastanienbaum, ihm zu sagen, daß er gehe. Und meistens verstehen das die Buben, tun weit die Augen auf und brennen vor Begierde, das Land außerhalb des eigenen Tales kennen zu lernen.

Als aber einst Donna Marietta, die Witfrau, ihren einzigen Sohn, den Luigi, zur Fahrt ins große Land bewegen mußte, da stand der hagere Bursche vor ihr wie ein erzürnter Cherub: „No, mamma, mai — nein, ich gehe nicht!“

Und das Mütterlein faltete die abgeschafften Hände und bat:

„Luigi, schau, du weißt, immer nur eines hat das Ackerlein ernährt — für zwei Menschen reicht es nicht. Darum mußte schon dein Vater hinaus, Brot zu verdienen, und dabei hat er den Tod gefunden. Luigi, weiß Gott, ich möchte dich

behalten, aber es geht nicht. Schau, der Arnaldo, der Mino, Lorenzo und alle deine Freunde, sie mußten auch gehen — das Tal ist zu klein für uns alle — die Welt aber ist mächtig groß!“

Luigi saß noch vor der Hütte, als schon die Mitternacht vom Campanile des Kirchleins schlug. Seine Augen brannten wie zwei Feuer und seine Seele war zerrissen vor Zwiespalt. Zwei Pflichten stritten in seiner Brust. Der Mutter sollte er Hilfe und Stütze sein und Platz sollte er machen, daß die Mutter nicht darben mußte.

Er schüttelte den Kopf. Nein, sie sollten nicht sagen, er sei bei der Mutter geblieben und habe sich das Brot aufteilen lassen. Er wollte gehen — aber bei Gott, er wollte wieder kommen als großer reicher Mann, der alle Sorge und allen Mangel bannte, — der nicht nur die Mutter aus dieser Enge erlöste, sondern auch die andern alle.

Zwei Tage darauf wanderte Luigi dem wilden Fluß entlang aus dem dunklen Tale. Fest und entschlossen war er, das Leben zu meistern. Daheim ließ er die Mutter zurück als weinende, aber tiefglückliche Frau, die auf ihn vertraute wie auf den Herrgott. Unter Tränen lachend erzählte sie allen Leuten im Dörflein, wie ihr Luigi nach ein paar Jahren wiederkomme als Signore, als großer, reicher „scior!“ Sie sah nicht, die gute Donnetta, daß viele lachten, sie wußte nur noch um ihre Hoffnung und um Luigis Zukunft.

Da aber Marietta Jahre lang davon erzählte, glaubten es die Leute doch. Mehr und mehr rückten sie von ihr ab, so, als ob schon jetzt die Kluft eines Unterschiedes zwischen ihnen sei. Die „sciora“ nannte man sie, halb spöttisch, halb neidisch, obschon sie nach wie vor ihr Geißlein auf die haldige Wiese führte und vom kargen Brote aß, das ihr Ackerlein bot.

Je länger aber Sciora Marietta auf ihren Luigi wartete, umso größer und erhabener sah sie ihn im Geiste. Alter und Hinfälligkeit schien sie nicht zu beachten, sie lebte nur aus der Hoffnung, ihren Sohn als großen Helden im Tale zu sehen, — als einen, der sie alle mit einem Schlage sorglos und glücklich machte.

Zehn und mehr Jahre gingen über dem Warten hin. Die Leute im Dörflein des Infernontales lachten längst über die Marietta, denn keiner glaubte mehr an den Luigi, von dem kein Zeichen kam. Abend für Abend aber wanderte das Mütterlein hinaus auf die Straße, den Sohn zu erwarten, — Tag um Tag kochte sie für ihn, der nun gewiß heimkehren mußte. — Lächelnd trug sie die tägliche Enttäuschung, denn sie glaubte fest, daß ihr Sohn umso größer werde, je länger er verweile.

Aber eines Tages kamen ein paar Männer, die draußen zu Locarno gewesen waren, mit einem Toten heim. Sie hatten ihn gefunden am Rande des wilden Bergflusses, und sein Heimatschein wies ihn aus als den Luigi, Mariettas Sohn. Zerlumpt und heruntergekommen war er, und noch im Tode kündete das Antlitz von den Irrwegen, die dieser Mensch gegangen war. Die größte Sorge war den Leuten, wie man diese Kunde der armen betrogenen Mutter bringen sollte. Doch wie sie eben mit der Last ins Dörf-

lein schritten, kam ihnen um die erste Häuser-ecke Marietta entgegen, wartend und lächelnd wie immer. Und wie sie den Toten sah, stand sie einen Augenblick starr, sah nur immer in die erloschenen Augen des Sohnes. Dann aber nahm sie feierlich seine zerschundene Hand und küßte sie:

„Da bist du, Luigi, mein Großer, mein Held!“

Sie trugen ihn ins elende Hüttlein der Witfrau und gingen weg. — Sie konnten doch der Mutter nicht sagen, wo und wie sie ihren Sohn gefunden hatten, den Vagabunden.

Eine Nachbarin aber, die sich stets geärgert hatte an dem wichtigen Setue der Marietta, ging hin und erzählte ihr vom ehrlosen Ende des Sohnes. Aber Marietta verstand sie nicht — sie kniete hin zum toten Sohne und lächelte wieder, als sie sprach:

„Gelt, nun hast du ausgekämpft, Luigi, oh si, was mußt du nicht alles getan und errungen haben, daß es so lang ging und daß deine Hände so rauh und blutig sind.“

Da ging die andere weg und sagte es im Dörfchen herum, die Marietta sei pazza — verrückt.

Sie wußten alle nicht, daß Mariettas Herz so gut und liebend war, daß es da noch glauben konnte, wo alle Hoffnung tot und wüst zu seinen Füßen lag.

## Die Hochzeit zu St. Niklaus.

Eine kurze Erzählung aus dem Wallis von Maria Dutli-Rutishauser.

Zu St. Niklaus im Bispertale bimmelte das Glöcklein im kleinen Turme. Manchmal überschlug sich seine dünne Stimme, und die Weiber stießen sich an: „Wie das Gläut tut, — man merkt schon, daß das eine besondere Hochzeit ist!“ Die lahme Madeleine aber erzählte dem alten Bergführer Johannes die Geschichte der beiden Menschen, die in dieser Stunde den Lebensbund schlossen.

„Wißt, — sie war immer eine Eigene, die Kathrin. Schon als sie mit unsern Meitscheni in die Schule ging, tat sie, als ob sie allein auf der Welt wäre. Und doch war ihr Vater nur ein Geißebauer, und die Mutter, — weiß Gott, die ist eine Fremde gewesen und starb am Heimweh, — denkt so etwas! Der Vater hat dann eines Nachts das Hüttlein verlassen und seine Kinder dazu, und man hat später nur noch von ihm gehört, man habe ihn in der hochgehenden Bisp gefunden drunten in Stalben. Die Kathrin

war damals erst recht aus der Schule und nahm sich doch der kleinen Geschwister an. Sie wies den Pfarrherrn fort, der ihr Hilfe anbot, und sie fuhr des Vaters Schwester grob an, als sie mit einem Körblein voll Kartoffeln in die Stube trat: „Wir sind kein Bettelvolk, — wir brauchen eure Almosen nicht!“

Die Base schimpfte darauf im ganzen Tal herum, was das für ein hochmütiges Ding sei, die Kathrin, — man sehe schon, daß sie fremdes Blut in den Adern habe. Der Pfarrer jedoch freute sich heimlich an dem Mädchen, denn er hoffte, aus diesem eigenen Willen werde die Kathrin schon etwas Rechtes machen.

Ja, sie hat geschafft auf dem kleinen Gütlein und die zwei Buben tüchtig nachgenommen. Sie hatten immer rote Backen, — es wird ihnen also an nichts gefehlt haben bei aller Armut. Man sah die drei nur am Sonntag, wenn sie zur Messe kamen, sonst werkten sie auf den Halden, die,